

MONTAG, 10. NOVEMBER 2008

SEITE 26 I NORTHWEST-ZEITUNG 1 NR. 265

Solo-Cellistin kennt eine Dachluke zum Himmel

KONZERT **Maria Kliegel und das Staatsorchester ih großen Höhen — Funkensprühender „Wilhelm Tell“**

VON HORST HOLLMANN **OLDENBURG**

Das Cello, so sagen es die Cellisten, hat sein Zuhause im Erdgeschoss des Streicher-Hauses. Aber die Cellisten kennen die Treppe in die oberen Etagen, und - ja, wirklich - sie wissen sogar um eine Dachluke zum Himmel. Mindestens vor diesem Ausguck stehen Maria Kliegel und das Oldenburgische Staatsorchester unter Alexander Rumpf, wenn sie im 2. Sinfoniekonzert in der WeserEms-Halle das Werk von 1986 von Alfred Schnittke in solche Höhen schrauben.

Vorher haben sie mit dieser dreiviertelstündigen Bekenntnismusik des Deutsch-Russen allerdings im Parterre einige Arbeit. Der Komponist selbst hat Maria Kliegel eine mustergültige Interpretin dieses 1. Konzerts genannt. Und sie weiß, wie sie diese klagenden Kantilenen in den beiden langsamen Sätzen vor Energie zum Brennen bringt, wie sie die ins Monumentale wachsenden Schatten abstuft, wie sie sich gegen die Eruptionen wehrt und wie sie sich mit dem Abgesang eben dem Himmel zuwendet.

Sie nimmt das Orchester mit, es malt fein diese verhangenen Seelenlandschaften, es wahrt Struktur im Getöse. Man mag fast gar nicht mehr anmerken, dass die A-Saite des verstärkten Solocellos über die Lautsprecher eine Spur zu schrill vordringt.

In Atem nehmende Regionen wagt sich Rumpf auch mit seinem Schostakowitsch-Zyklus, den er mit der 15. Sinfonie abschließt. Die Oldenburger zeigen sich nach der 6., 8., 9., 10. und 14. Sinfonie mit dem Tonfall vollkommen vertraut. Sie treffen enthusiastischen Aufschwung ebenso wie maskenhaftes Versteckspiel, getarntes Hohngelächter, ätzende Ironie, katastrophische Zusammenbrüche oder eiskalte Einsamkeit. Es gelingen die unwirklich schönen Kantilenen und die schneidenden Brutalitäten bis auf ein paar leicht blubbende Blechbläserensätze. Bei aller Detailgenauigkeit zerbrechen keine formalen Zusammenhänge.

Das Staatsorchester zelebriert zunächst Rossinis Wilhelm-Tell-Ouvertüre funkensprühend. Dann lassen Trompeten und Klarinetten das Zitat dieses mittelleichten Kavallerieritts im ersten Satz der Sinfonie vorbeiplärren. Wenn dann Schostakowitsch auch noch Wagner einblendet, werden Verfremdungen und Versteckspiel offenkundig. Oder wird in Wirklichkeit alles nur noch vertrackter? Was ist das denn überhaupt für ein Schluss? Ist dieses aushauchende Geklapper wie von Skeletten alles, was von diesem großen musikalischen Leben übrig bleibt? Oder zählt es zu den großen visionären Momenten der modernen Musik? Jede treffende Interpretation, dieser chamäleonhaften Sinfonie mag zwei Rätsel lösen - aber sie stellt fünf neue, oder mehr.